

Malmédy-St. Vith'er Volks-Zeitung.

Kreisblatt
für den Kreis Malmédy.



General-Anzeiger
für den Kreis Malmédy.

Nr. 34.

Mittwochs-Ausgabe.

Organ der Zentrumspartei des Kreises Malmédy.

Die „Volkszeitung“ erscheint Mittwochs u. Samstags. Bezugspreis: durch die Post 1,25 Mk. auschl. Bestellgeld, in der Expedition abgeholt 1,20 Mk. vierteljährlich. — Einzelnummer 10 Pfg.

Inserate kosten 10 Pfg. die 47 mm breite Garmonzeile oder deren Raum, 10g. Restamen, 97 mm breit, 40 Pfg. 2 a g t f e i l t e G r a t i s beilagen: Eiseler-Sonntags-Ztg., Austr. Familienbl.

45. Jahrgang. St. Vith, 27. April 1910.

Redaktion, Druck und Verlag: Hermann Doepgen, St. Vith (Eifel).

Politische Rundschau.

Inland.

Die Wehrsteuer. Dem Reichstage sind zwei Anträge zugegangen, die einen Gesetzentwurf über die Gewährung von Beihilfen an Kriegsteilnehmer enthalten. Nach dem einen Antrage sollen die erforderlichen Mittel durch eine Wehrsteuer aufgebracht werden, die gerechteste aller Steuern, die zuerst vom Krieger-Bunde der deutschen Landes-Kriegerverbände angeregt worden ist. Da eine Wehrsteuer ganz im Sinne von Millionen gedienter Soldaten liegt, dürfte es angebracht erscheinen, mit einigen Worten auf die Berechtigung der Steuer hinzuweisen.

In Oesterreich ist die Wehrsteuer schon eingeführt, trotzdem sich dort ursprünglich ein lebhafter Widerstand dagegen geltend machte. Die Gegner einer Wehrsteuer stützen sich auf einige Schlagworte, wie Krüppelsteuer usw., und behaupten, daß die Dienstpflicht eine Ehrensache ist, die vom aktiven Dienst durch irgendwelche körperlichen Mängel Befreiten durch eine Wehrsteuer für ihre Gebrechen gewissermaßen doppelt bestraft würden. Dies ist aber ein großer Irrtum, denn die Wehrsteuer soll keineswegs die wirklichen Krüppel, das heißt, Lahme, Einarmige, Blinde usw., treffen, sondern überhaupt nur von solchen Personen erhoben werden, die als überzählig oder infolge geringer körperlicher Mängel oder infolge Reklamation nicht ausgehoben sind. Deren Zahl ist bei unserer starken Bevölkerungszunahme in Deutschland jährlich so beträchtlich, — etwa 100 000 Personen, — daß eine Wehrsteuer eine bedeutende Summe bringen, jedenfalls aber genügend Mittel zur Verfügung stellen würde, um den vielen braven bedürftigen Kriegsveteranen sowie deren unterstützungsberechtigten Angehörigen auf ihre alten Tage einen ausreichenden Ehrensold gewähren und damit eine Danteschuld abtragen zu können.

Gewiß ist der Militärdienst in Deutschland eine Ehrenpflicht, die nicht mit Geld abgelöst werden kann und soll. Trotzdem ist doch nicht zu verkennen, daß er im Krieg und Frieden dem aktiven Soldaten Opfer auferlegt, die der nicht ausgehobene junge Mann nicht zu tragen hat. Denn der Soldat wird auf 2—3 Jahre aus seinem bürgerlichen Berufe herausgenommen, wogegen die nicht gedienten, welche sich in der Mehrzahl der besten Gesundheit erfreuen und vollkommen arbeitsfähig sind, ihre bürgerliche Beschäftigung ruhig fortsetzen und ungehindert weiter Geld verdienen können.

Oft kommt es — insbesondere beim Kaufmannsstande — auch vor, daß ein junger Mann, welcher dienen muß, seine gut bezahlte, durch eigene Tüchtigkeit erworbene Stellung verliert, in die alsdann sofort ein anderer, der nicht zu dienen braucht, einrückt. Dieser bewährt sich allmählich auch in der

Stelle und wird vom Geschäftsinhaber naturgemäß weiterbehalten, wenn die Dienstzeit des früheren Angestellten zu Ende ist, so daß dieser um die Wiederanstellung vergeblich anknüpft. Der gediente Soldat muß sich infolgedessen ein anderes Unterkommen suchen und in der Gehaltszahlung vielfach wieder von vorn anfangen. Wie oft kommt es übrigens auch vor, daß die Geschäftsinhaber überhaupt nur solche Leute anstellen, die gänzlich vom Militärdienst befreit sind. Ähnliche Beispiele aus dem Leben, woraus hervorgeht, daß ein nicht gedienter junger Mann vor dem gedienten Soldaten erhebliche wirtschaftliche Vorteile hat, lassen sich noch viele anführen.

Auch in gesundheitlicher Hinsicht ist der nicht gediente dem Soldaten gegenüber oft im Vorteil, wenn man bedenkt, wie leicht doch große Gesundheitschädigungen schon in Friedenszeiten etwa durch andauernde Mäße und Kälte im Manöver eintreten; von den Folgen eines Krieges gar nicht zu sprechen. In den Kreisen der gedienten Soldaten ist man daher einmütig der Ansicht, daß die, welche nicht gedient haben, aber sonst gesund und arbeitsfähig sind, auch für den großen wirtschaftlichen Vorteil dem Vaterlande ein kleines Opfer in Form einer Steuer bringen können. Hoffentlich findet die Wehrsteuer wie in Oesterreich diesmal auch bei uns im Reichstage eine Mehrheit, damit endlich die berechtigten Forderungen der alten Soldaten erfüllt werden.

Sicherung von Eisenbahnzügen. Während der Beratung über die Interpellation betr. das Mülheimer Eisenbahnunglück im Reichstage hatte dort in der Wandelhalle mit Erlaubnis des Präsidenten eine Hamburger Firma das Modell einer elektrischen Eisenbahn im Betriebe aufgestellt zur Erläuterung der automatischen Sicherheitsvorrichtungen. Die Erfindung rührt vom Ingenieur Unevriicht her, und wird von der Hamburger Gesellschaft bereits für die Praxis verwertet. Die fahrenden Züge sichern sich selbst vor Zusammenstoßen, indem die bisher in Verwendung stehenden, entsprechend ungebauten Semaphore, falls die Strecke nicht frei ist, automatisch die Luftbremse des fahrenden Zuges in Bewegung setzen und so das Stehenbleiben des Zuges nach einigen Sekunden bewirken.

Der Gesamtverbrauch von Fleisch im Deutschen Reich hat sich im Vorjahre gegenüber 1908 auf gleicher Höhe erhalten. Er betrug pro Kopf über 53 Kilogramm. Gegenüber 1908 hat sich im Jahre 1909 nur die Produktion an Schweinefleisch verringert, denn 997 700 Schweine wurden im Jahre 1909 weniger geschlachtet. Dagegen wurden mehr geschlachtet als im Jahre 1908 an Kälbern 384 431, an Schafen 197 111, an Rühnen 135 720, an Junggrindern 135 160, an Hühnern 42 057, an Bullen 36 111, an Ziegen 19 551 und an Pferden 14 110 Stück.

Ertrag der Zigarettensteuer. Die Zigarettensteuer hat im Jahre 1909 einen Ertrag von 21 996 776 Mk.

ergeben; der Etat hatte nur einen Ertrag von 15,3 Mill. Mk. vorgezogen.

Ausland.

Eröffnung der Weltausstellung in Brüssel am 23. April. Die Internationale Weltausstellung wurde heute Nachmittag um 2 Uhr, in Anwesenheit des Königs und der Königin, des diplomatischen Korps, des Ministeriums, sowie der Mitglieder der Parlamente eröffnet. Von deutscher Seite wohnten der Feier der deutsche Gesandte von Flotow bei, ferner als Vertreter des Staatssekretärs des Innern der Direktor im Reichsamt des Innern Just, Reichskommissar Geh. Regierungsrat Albert, der Präsident des deutschen Ausstellungs Komitees, Geh. Kommerzienrat Ravene, sowie Geh. Kommerzienrat Goldberger, der Präsident der ständigen Ausstellungs-Kommission für die deutsche Industrie. Der König und die Königin wurden bei ihrem Eintritt in den einfach dekorierten Festsaal mit Begeisterung empfangen. Der Vorsitzende des Ausstellungs-Komitees, Baron Jansen, hielt die Begrüßungsansprache, in der er an den verstorbenen König Leopold erinnerte, der stets von einem größeren Belgien geträumt habe. Auf die Bedeutung der Ausstellung eingehend, führte der Redner aus, daß der friedliche Wettstreit unter den Völkern wertlos sei, wenn damit nur der Zweck verfolgt werde, das auf dem Gebiete des Handels und der Industrie Geleistete zu zeigen. Das höhere Interesse müsse auf die Annäherung der Völker untereinander gerichtet sein; in diesem Sinne sei die Ausstellung ein wahres Friedenswerk. Der Minister für Industrie und Arbeit, Hubert, dankte hierauf im Namen der Regierung den fremden Staaten für ihre starke Beteiligung. Die Ausstellungen seien ein Wahrzeichen des Fortschritts auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit. Alsdann gab König Albert ebenfalls seiner Befriedigung Ausdruck über die prächtige Beteiligung des Auslands, die eine Anerkennung darstelle für das, was Belgien geleistet habe. Dafür müsse er den Dank der Nation aussprechen, da dies den Grad der Wertschätzung beweise, den Belgien sich erworben habe. Der internationale Charakter der Ausstellung verleihe diesem Werk einen großen Einfluß auf das allgemeine Friedenswerk im Reiche der Völker, das ihm besonders am Herzen liege. Nachdem der König allen Mitarbeitern seinen Dank ausgesprochen hatte, erklärte er unter begeistertem Beifall die Ausstellung für eröffnet. Darauf traten der König und die Königin einen Rundgang durch die belgische, englische, französische, italienische, deutsche, holländische und spanische Ausstellungs-Abteilung an. Bei ihrem Rundgang durch die deutsche Abteilung sprachen der König und die Königin dem Reichskommissar Geheimrat Albert und dem Vorsitzenden des Komitees Geheimrat Ravene ihre Bewunderung über die Leistungen der deutschen Aussteller aus, die allein von allen Nationen am Eröffnungstage eine fertige Abteilung zeigen konnten. Minister Hubert bezeichnete die

Der Achtundvierziger.

Eine rheinische Geschichte von Dr. Wilhelm Kulaud.

8) Nachdruck verboten.

„Ich meine, ich hätte ihn schon einmal gehört,“ entgegnete der Gehülfe.

„Du, Heinrich? Warst wohl auch schon mal so'n halber Demokrat?“ Heinrich wurde rot.

„Ich meinte nur, ich hätte diese Stimme schon einmal gehört. Ich kann mich auch täuschen.“

Damit war die Unterhaltung zu Ende.

Draußen stand der Mann mit dem Knebelbart und hielt lautstehend das Ohr an's Schlüsselloch. Bei der letzten Bemerkung war er anfangs zusammengezuckt und hatte dann erleichtert aufgeatmet.

„Der Teufel wirft einem oft einen Knüttel zwischen die Beine, wenn man einmal seine Seele an ihn verkauft hat,“ murmelte er. Dann, auf die Uhr schauend: „Hohe Zeit ist's; ich werde den Meyer wegen meiner Bummelerei am Ende nicht mehr antreffen.“

Mit hastigen Schritten eilte er dem „Römer“ zu. Hier war eine tumultuarische Gesellschaft versammelt. Der Wanderprediger Meyer hatte soeben eine zündende Rede beendet, und schon meldeten sich andere zum Wort.

„Mit diesen wüsten Kerlen ist nicht gut Rirschen essen,“ meinte der Bürger Meyer, als er mit seinem roten Genossen den „Römer“ verließ und den Weg nach dem Münsterplatz einschlug.

„Auch ich hab's gemerkt, als ich in einer Kneipe am Rhein einigen Zündstoff unter sie warf,“ ergänzte der Rote. „Die können im Notfalle schlimmer werden als die Cölnischen.“

„Das würde ein nettes Fressen werden für die Bönnischen,“ meinte der Bürger Meyer und lachte.

An der Medienheimerstraße begegneten sie einer Abteilung der Bürgerwehr. Der Bürger Meyer betrachtete die biedere Miliz mit herausforderndem Lächeln.

„Vor einigen Tagen hat ihnen mein Bruder, den sie requirierten, den Gehorsam verweigert, weil er nicht aus ihrem Jahrhundert sei, und sie konnten ihm nichts anhaben, weil auf der Konstriktionsorde das Jahr 1489 stand, statt 1849.“ Und der Bürger Meyer lachte höhnisch.

Vor einem der Häuser, an denen sie vorüberzogen, war ein Trupp Menschen versammelt.

„Was ist da los, Bürger?“ fragte der Rote einen Mann in der Sadtträgerjude.

Der Herr Professor Kinkel hält eine Rede an die demokratischen Studenten, die vor seinem Haus aufgezogen kamen,“ sagte der Mann.

„Kommt, laß uns zuhören. Da können wir vielleicht noch etwas für unsere Reden profitieren.“ Und die beiden schritten auf das Gartenhaus zu.

Kinkel hielt eben eine seiner historischen Ansprachen, worin er, sich auf die Notwendigkeit eines sozialen Umschwungs stützend, einen schnellen Sieg der Revolution, die sich nicht länger hinschleppen könne, zuversichtlich erwartete. „Mehr als Zweidrittel der Menschheit sind voll Sorge um das tägliche Brot!“ rief er erregt von dem Balkonfenster hinunter, „und von dem letzten Drittel sieht wieder die Hälfte die Not einer Hyäne gleich bereits um ihr Haus schleichen, und die Tür in engem und engerem Zirkelgang belagern.“

„Der spricht besser als unsereins,“ raunte der Bürger Meyer seinem roten Genossen zu.

Oben fuhr Kinkel fort: „An heißen Sommertagen sieht man es wohl heraufziehen, bleifarben, unheimlich; die Wettermassen ballen sich zum Kampf; aber aus welchem Wolkengeschwader der Losbruch kommt, das weiß niemand! Plötzlich zuckt der erste prachttolle Blitz, und von allen Ecken und Enden des Firmaments lodert ihm das zornige Leuchten, rollt ihm das erhabene Rollen des Donners nach. Wir nahen den Tagen der Frühlingssonnenwende; der Blitz kommt heran und mit ihm die Gewitterschläge.“

Die Studenten jubelten Beifall.

„Der Kinkel droben ist ein Dichter,“ sagte Bürger Meyer tiefinnig. „Wenn ich auch so sprechen könnte, dann tät' ich nichts mehr.“

„Wirft mich auch bald so sprechen hören,“ sprach sein Genosse würdevoll. „Ich habe die Absicht, hier in Bonn mein Licht länger leuchten zu lassen; zudem glaube ich — und er warf sich in die Brust — daß mir heute ein anderes Licht ausgegangen ist in den blauen Augen eines blonden Mädchens, das Gertrud heißt und mich nicht ungerne sieht.“ Und er strich behaglich den wohlgepflegten Knebelbart.

„Ich wünsche Dir viel Glück,“ sagte der Bürger Meyer lächelnd, und die beiden zogen ihre Straße weiter.

IV.

An einem der folgenden Tage sprach der rothaarige Demo-

krat bei der alten Vene vor. Sein neuer Anzug bekleidete ihn gut. Ein Sträußchen roter Nelken guckte aus seinem Knopfloch.

Er hoffte, wie er angab, Bühl zu finden, schien aber über dessen Fernsein wenig betrübt. Daß sich die alte Vene wortkarg gegen ihn verhielt, störte ihn keineswegs; mit innerem Triumph hatte er bemerkt, wie Gertrud bei seinem Eintritt bald errötete. Er verstand es meisterhaft, sie zu unterhalten. Er begann mit der Politik, der er sein Leben, seine ganze Existenz geweiht habe.

Gertrud lauschte aufmerksam. Je mehr aber der Geist sich in das Gewühl mannhafter Revolutionsgedanken hineinlebe, um so mehr sehnte sich das Herz mitunter nach der holden Weiblichkeit, nach dem Klang einer weiblichen Stimme, nach der Nähe eines weiblichen Wesens. Gertrud blühte verschämt nieder.

Als er sich endlich empfahl und dabei höflich mit gedämpfter Stimme fragte, ob sein Besuch ihr vielleicht unangenehm gewesen sei, da schüttelte sie heftig den Kopf und schlüpfte hinein.

Die alte Vene sah aber zu ihrem Leidwesen, daß die Besuche des Herrn Schmidt sich wiederholten, und, was sie viel schmerzlicher empfand, daß die blonde Gertrud ihnen mit steigender Erwartung entgegen sah.

Zu Bühl wagte die alte Vene nicht zu sprechen. Er mußte das Verhältnis der beiden bemerkt haben, und wenn er nichts dagegen sagte, war das ein Zeichen, daß er es schweigend billigte.

Der rothaarige Bürger Schmidt aber triumphierte; in einer stillen Plauderstunde hatte er plötzlich den blonden Kopf des Mädchens ergriffen und ihr trotz ihres Sträubens einen Kuß auf die vollen Lippen gedrückt, und als sich Gertrud empört wegwenden wollte, hatte er so lieb gesprochen, daß endlich auch bei ihr der Funke aufflammte, der schon lange in ihrem siebzehnjährigen Herzen glühte. Und so fanden sie sich.

Bald darauf kündeten rote Plakate an, daß der Emiffär Schmidt aus Elberfeld eine Rede an die Frauen halten werde. Versammlungslokal: der „Römer“. Auch Gertrud erschien mit Bühl auf Bitten des Redners. Der aber schwang eine gewaltige Rede voll Phrasen und Blödsinn: daß die Frauen von Anbeginn gefeierter gewesen seien als alle Schriftgelehrten und Pharisäer.

„Wäret Ihr am Ruder gewesen, wahrlich, alles wäre anders geworden. Das ganze Unheil ist nur deshalb über Deutschland gekommen, weil man die deutsche Politik für eine ernste, wichtige Sache und nicht für eine Herzensache hielt. Ihr Frauen seid dazu berufen, diesem Mißverständnis ein für allemal abzuhelfen. Fragt nicht nach dem Wie. Ihr wißt es selbst am besten; gebt Euren alten Männern den Abschied; sie sind keinen Schuß

deutsche Abteilung als einen Triumph und ein Beispiel für alle Nationen. Am Montag wird der König der feierlichen Eröffnung der deutschen Abteilung durch Ministerialdirektor Just beiwohnen und sie dann eingehend besichtigen.

Mahnruf an die Eifelbewohner zur Besserung der heimischen Bauweise.

Von Prof. Schürmann, Düren.

Wer die alten lieben Bauernhäuser auf den unwehnten Höhen der Eifel im Grün der Obstbäume gelagert sieht, diese Bilder von Traulichkeit und Ruhe mit ihren fast zum Boden reichenden, wärmenden Dächern, der hat die starke Empfindung: diese Häuser stehen da, wie wurzelsichle Bäume dem Erdboden erwachsen, der Eifelbewohner wahre Kinder. Das Holz des Fachwerkes erinnert an den nahen Wald, dem es entnommen ist, den übrigen Stoff hat die Umgebung geliefert; nichts Fremdes stört, alles ist bodenständig, herzerfreudend. Der Eifler besitzt an diesen Häusern ein wertvolles Gut, das die Väter ihm hinterlassen; und wie es ihm unmöglich ist, ein liebes Erbstück zu verunstalten oder zu veräußern, so muß er auch ehrfurchtsvolle Schonung dem Hause gegenüber walten lassen, das seine Vorfahren zugleich zweckmäßig und schön erbaut und dem Enkel vermachte haben.

Aber seit längeren Jahren ist dem Eifler wie überhaupt dem deutschen Landbewohner der ehrfürchtige Sinn vor der überlieferen heimischen Bauweise vielfach abhanden gekommen. Die moderne Stadt, die so selten ein Musterbild baulicher Schönheit ist, übt auf ihn eine unbezwingliche Anziehungskraft aus, und, da es ihm nicht möglich ist, ein vornehmes Stadthaus zu errichten, so begnügt er sich mit der Nachahmung einer der roten Backsteinkästen, aus denen die Arbeiterstadt besteht. Dabei spart er nicht mit Zementstück, buntem Ziegelstein, Zinkornamenten und ist stolz auf den Glitzer, der so wenig zu ihm und der Landschaft in ihrer Schlichtheit und Einfachheit paßt. Er verachtet das trauliche Fachwerkhäuser mit seinen malerischen Giebeln und Seitenbauten, seinem alles warm umschließenden Strohdach oder Schieferdach, und freut sich des Backsteinwürfels mit den öden Fensterlöchern und nackten Brandgiebeln. An Stelle des Bruchsteins zieht der Schwemmstein ein, trübselig gleichen gemauerte Zinplatten, und als Krönung des Gebäudes sehen wir das grellrote Ziegel- oder das tote, stumpfe Zementplattendach mit weit in die erschreckte Landschaft schauenden, riesengroßen Anfangsbuchstaben des Namens des Besitzers oder mit der Jahreszahl der Errichtung. Da steht nun der Rast, unheimlich, ohne Gemüt und Poesie. Und mehr noch. Statt der freundlichen Heide, des Pflanzenzaunes, die so zweckmäßig zum Hause hinüberleiten, zieht man eine Backsteinmauer, deren harte Abschlusslinie das Gehöft zerschneidet, wenn man nicht gar den Stachelbrakt, dieses Wahrzeichen der „Festzeit“, vorzieht. Und warum sollte der anheimelnde Garten mit seinen Aurikeln, dem Goldblat, Rittersporn und der ländlichen Rose noch ein Recht auf Bestand haben? Alles muß fort, was nicht nützt! Man weiß nicht, wie notwendig die lebendige, grüne Welt der Sträucher und Ranken für die Wohnstätte ist; das Lebende, Schattende, Erquickende wird ihr genommen, wie man ohne Bedauern die uralten Feste, die uns mit längst vergangenen Zeiten verknüpfen, schwinden sieht.

So tritt Neubau zu Neubau, die scheinbare und behagliche Regellosigkeit der Dorfanlage schwindet, die Stadt in ihrer unerschrockenen Erscheinung zieht erobert ein. Die alten Bäume des Dorfplatzes fallen dem Eindringling zum Opfer, es sinkt die ehrwürdige Pfarrkirche und macht einem ungeselligen Bau im Stile eines Unterkonstruktion Platz. Wohin bist du, liebes, deutsches Dorf geschwunden? Wie kann man es in diesem fühllosen, neuen Wesen nur aushalten? Ach! wer nur noch einen Funken Mitleid mit unserer Eifel hat, der muß vortreten, belehren, warnen und bessere Zeiten vorbereiten.

Ja, es ist höchste Zeit, daß der Eifler zur Erkenntnis kommt, wie sehr er seine Eigenart und die des Landes, das er bewohnt, durch die öden Bauten der Neuzeit verliert. Ein Gleichnis sei hier gestattet. Schön ist es, wenn zur Sommerzeit die Mädchen und Burschen durch die Dorfstraße ziehen und ihre guten Volks-

lieder singen. Unfänglich widerwärtig würde es aber sein, wenn einer der Burschen einen Cassenhauer, den er in der Nachbarstadt aufgegriffen hat, hineingröhlte. Genau so mißtönig wirken diese Nachbildungen der städtischen Arbeiterhäuser, sie bedrücken und beklemmen das Herz eines Menschen von feinerer Empfindung. Eifler, erhaltet euch das alte, reine Volkslied, bewahrt, was euch von den würdigen Ahnordern überkommen ist, habt Achtung vor eurem guten Eifelhaus! Mit starken Worten möchten wir euch ans Herz greifen und bitten, in eurem Kreise Umschau zu halten, nicht den Vordungen geschäftsfundiger Unternehmer euer Ohr zu leihen, die euren Geschmack verwirren und verderben. Diese falschen Propheten kommen mit ihren Musterbüchern heran, zeigen die bunten Vorlagen mit all dem unechten Schnörkelwerk und Glitterklam, weisen nach, wie schön und billig das alles ist, und lachen die aus, die den alten Stein- und Fachwerkbauten, den einfachen Fenster- und Türumfassungen, den behaglichen Giebeln und dem tiefhängenden Dach zugestanden sind. Diesen Propheten, welche von Kunst und geübter Bauart keinen Pfifferling verstehen und nur ihren Profit machen wollen, weist höflich, aber entschieden die Tür.

Ich sah vor längeren Jahren ein hübsches, altes Haus, das unter dem Schatten eines Nußbaumes friedlich lagerte. Kürzlich kam ich wieder hin. Welche Veränderung! Der schöne Baum war gefällt, denn er brachte einige Taler ein, das Haus selbst durch einen Ziegelsteinbau verhäßlich, das Schieferdach zum Teil durch Zinplatten ersetzt, über den Fenstern klebten gotische Bogen aus Stuck, kurz es war ein Anblick, der einem in die Seele schnitt. Welcher Mangel nicht nur an Geschmack, sondern auch an frommer Scheu vor dem Gewordenen sprach aus dem verunstalteten Bauernhaus! — Da ist es der Herzenswunsch eines jeden, der es mit unserer Heimat redlich meint, daß die Liebe des Landmannes zu dem Fruchtbaum, der sein Haus schützt, der ihm das Wohlliche und Anheimelnde gibt, nicht der Lieblosigkeit oder gar dem Hasse Platz mache.

Die Rücksichtslosigkeit gegen Baum, Wald und das alte Bauernhaus, die bloße Betonung des Brutal-Nützlichen ist ein Zeichen des Niederganges der Bauernschaft, des Volkes; und darum ist es die Pflicht gerade derjenigen, welche die Herzen und Empfindungen der Dorfbewohner lenken, der Pfarrer und Lehrer, diesen Verfall des Geschmacks und der Herzensbildung aufzuhalten. Nicht nur an die Erwachsenen die oft nicht mehr zu belehren sind, sondern vor allem an die Heranwachsenden mögen sie sich wenden und in den Kindern die Liebe zur heimlichen Art neu erwecken.

Wie oft hört man nicht einen Bauernmann, der einen der oben gekennzeichneten Neubauten hat errichten lassen, auf die Vorwürfe Gutmeinender antworten: „Ich würde wohl schöner bauen, wenn ich mehr Geld hätte.“ Die solches sagen, befinden sich allemal in einem starken Irrtum. Unendlich oft haben Sachverständige, Führer der Wissenschaft, klar und bündig nachgewiesen, daß auch das bescheidenste Haus mindestens ansprechend gebaut werden kann, ohne mehr zu erfordern als einer der trostlosen Kästen. Denn wenn wir der Erhaltung des echten Bauernhauses das Wort reden, so ist damit selbstverständlich nicht gesagt, daß jeder Neubau gleich dem alten Hause werden soll, das, vor langen Jahren errichtet, bereits Zeichen des Verfalls aufweist. Die Neuzeit hat Forderungen, besonders gesundheitlicher Art, die nicht zu umgehen sind; aber es soll das alte Haus im wesentlichen das Muster für den Neubau abgeben, heimischer Baustoff, heimische Dachformen und Giebelgestaltung soll beibehalten werden, die Trefflichkeit und das Feingefühl der Vorfahren müssen die Vorzeile, ihre Bauten vom Backstein bis zu dem umfangreichen Gutshof die Vorbilder sein.

In anderen Gegenden, so in benachbarten Bergischen Lande, ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Erhaltung der alten Bauweise stark geworden; in unserer Eifel leider noch nicht. Dort ist der Sinn der Bevölkerung den Ratschlägen und Weisungen von Freunden und Kennern geschmackvoller Bauweise entgegengekommen. Die Eifel darf auch auf diesem Gebiete nicht rückständig sein. Mögen hier die beherrschenden Baumeister trotz aller Mißerfolge nicht ruhen und rasten, bis sie Entgegenkommen und Heeresfolge finden. Freilich müssen auch die Be-

hörden das Ihrige tun, die öffentlichen Bauten so auszugestalten, daß sie sich der Gegend anpassen und für den unbeherrschten Sinn würdige Muster abgeben. Mögen Besitzer industrieller Werke mit ihren Fabriken und Arbeiterhäusern nicht, um am falschen Ort zu sparen, schöne Gegenden, die der liebe Gott allen Menschen zum Genuß geboten hat, entstellen. So rufen wir auch alle an, die Einfluß auf die Dorfbewohner haben, die Landräte, Bürgermeister und Ortsvorsteher, durch Mahnung und Beispiel bessere Gedanken in denen wachzurufen, die ihnen unterstellt und anvertraut sind; mögen sie durch Wort und Bild das ersterbende Gefühl für die Bauweise der Heimat wieder beleben! Ach, wenn erst einmal unsere Eifeldörfer aus Backsteinkästen bestehen, grüne Bäume und Heden, malerische Zäune und blühende Gärten vernichtet sind, wenn Eichen- und Buchenwälder gänzlich dem Nußholz der Fichte, die den Eingeborenen ihr Obdach nimmt, Platz gemacht haben, wenn alle Bäche wie mit dem Lineal gezogen, ohne erfreuliches Ufergehölz dahinjehen, wenn nur der blöde Nutzen regiert, dann steht es schlimm um unser Land, um unsere Eifel. Dann stirbt auch eine der schönsten Blüten der Menschenseele, das Heimatgefühl, ab. Die Freude an dem Boden, der uns geboren und uns ernährt, schwindet, die Vaterlandsliebe vergeht, das, was uns fröhlich und ruhig macht, erlischt.

Doch hinweg, ihr düstern Zukunftsbilder, der heimatgetreue Sinn des Eiflers wird wieder in die Bahn seiner Väter und Vorfahren einlenken. Es geht ein starker Zug durch das ganze deutsche Land, überall mehren sich die Stimmen, die gegen die Verunstaltung des Landes laut werden. Auch in den Reihen der Bauunternehmer, der Maurermeister will es tagen, die Einsichtsvolleren framen nicht mehr in ihren Mappen, die sie ehehem von den Baugewerkschaften mitgebracht haben, herum, sondern sehen die Kunstwerke der verflorenen Tage, die trefflichen Bauernhäuser, prüfend an, und gehen mit sich zu Rate, wie man einen Neubau in Anlehnung an das Ueberlieferte errichten kann.

So wird am Ende doch noch einer der größten Wegweiser auch auf dem Gebiete der Architektur Recht bekommen, wenn er als Grundlage der Baukunst der Zukunft die Wiederaufnahme örtlich-bürgerlicher und ländlicher Baumotive ansieht. „Wir müssen“ — so sagt er — „in unserer bürgerlichen Baukunst zur Einfachheit und Natürlichkeit zurückkehren, wie sie in unseren alten ländlichen Bauten eingehalten worden ist.“ Diesem Weg verspricht er gerade in Deutschland die reichste Ernte, weil hier die ländliche Bauweise der Vergangenheit mit starker Poesie und Stimmungsreichtum umkleidet sei.

Ja Poesie, künstlerische Werte stecken auch in unsern Eifelhäusern; mögen sie bald und völlig gehoben werden. Eins vor allem ist not, die Liebe zum Lande, dem diese Werte entspringen sind und dem sie wiedergegeben werden sollen. Möge auch aus der Stimme dieses Mahnrufs die Liebe zu unserer schönen, teuren Eifel herausklingen!

Aus dem Kreise Malmedy.

St. Vith, 26. April.

Die Prozession zu Ehren des hl. Hubertus nach St. Hubert in den Ardennen (Belgien) zieht am 4. Mai von Kerpen b. Köln aus über Zulpich, Gemünd, Roschath, Amel. Am 6. Mai morgens trifft sie in St. Vith ein und geht, nach Anhörung der hl. Messe in der Klosterkirche, weiter. Die Prozession steht unter der bewährten Leitung des Präfecten M. B. Urbach aus Kerpen und wird von einem Fuhrwerk begleitet zur Aufnahme der Reisefesseln der Pilger. Samstag, den 7. Mai trifft die Prozession in St. Hubert ein, Sonntag Nachmittag zieht dieselbe ab und kommt am 12. Mai wieder in Kerpen an. Mögen diese Zeilen dazu dienen, die Verehrung des hl. Hubertus gegen Tollwutkrankheit zu fördern und zur Teilnahme an der Prozession anzuregen.

Die Welt steht heute im Zeichen der Luftschiffahrt. Angepörrt durch die großen Erfolge der deutschen Flugkünstler, sucht man überall dieses nachzuahmen; und auch nicht ohne

Pulver wert. Wer möchte ein Kameel umarmen? Oder jene Heidschnuden, die mit niederhängenden Köpfen über die Lüneburger Heide der Gegenwart der Sahara der Zukunft entgegen schauen? Nehmt neue Männer, nehmt revolutionäre Männer!

Alle Anwesenden waren begeistert; auch Gertrud fühlte sich geehrt, weil der Redner zum Schluß auf sie zukam und ihr zutraf.

Am folgenden Tage war Gertruds Namensfest. Schon früh am Morgen stellte sich Schmidt ein. Er hatte zwei hübsche Blumenköpfe mitgebracht und dazu das Hauptgebilde, einen Ring mit einem großen, blauen Stein. Gertrud war entzückt; selbst das alte Lendgen bewunderte das Ringlein.

„Und einen Kuß bekomme ich dafür, Schätzchen!“ sprach er leise.

Sie umfaßte ihn stürmisch.

Da klopfte es schüchtern.

„Herein!“ rief die alte Lene, die sich, als die beiden sich küßten, diskret umgedreht hatte.

Die Türe öffnete sich; in der Schwelle stand in schwarzem Gehrock, einen mächtigen Blumenstrauß in der Hand, der budlige Heinrich. Er starrte einen Augenblick entgeistert auf die Szene, stieß dann einen schmerzlichen Wehruf aus, warf den Strauß von sich und stürzte hinaus.

Ueber Gertruds Antlitz huschte ein Schatten.

„O, erliebt mich, der Arme!“ flüsterte sie verschämt, und entwand sich dem anderen, um die Glut zu verbergen, die ihr sah in die Wangen stieg.

Ueber der Unterhaltung der nächsten Minuten lastete schwill der peinliche Zwischenfall mit dem blaffen Schneidergesellen. Gertrud fand kein Wort, das alte Lendgen erst recht nicht; der rote Schmidt war wütend über den budligen Rivalen, der ihm die erste erhoffte Schatzkammer gebracht hatte. Er empfahl sich frühzeitig und sichtlich verstimmt. Gertrud reichte ihm befangen die Hand zum Abschied.

Er ging zum Rhein hinunter, den Wall entlang. Plötzlich lachte er grimmig auf. Auf einem Stein in der Nähe des Wassers sah der Schneidergeselle und hielt den Kopf in beiden Händen vergraben. Ragenartig schlich der andere von hinten heran. Eine maßlose Wut hatte ihn plötzlich gepackt. Er lauschte. Der arme Heinrich schluchzte in sich wie ein verlassenes Kind.

„He, Schneiderlein!“ Und roh riß ihn der Revolutionsmann bei den Schultern. „Heult ja wie ein Weib! Wir haben

ein Nützchen zu knaden, wir beide, Du schwindstüchtiger Zwirndreher!“ Und er schüttelte ihn rauh mit haßglühenden Augen.

„Daß mich, Du Mörder meiner ersten und letzten Liebe!“ (Diese Phrase hatte der arme Heinrich aus einem Roman.)

„Mörder, sagst Du Wacht?“ brauste der Rote auf in wachsender Wut. „Weißt Du, Budel, daß ich wirklich...“ Im Ringen stolperten sie über den Stein und stürzten beide; der schwächliche Geselle unten, auf ihm sein brutaler Angreifer. Wie er jetzt auf dem Armen kniete, mit rollenden Augen, das Gesicht entstellte durch ein höhnisches Grinsen, da stieß der Schneidergeselle plötzlich einen entsetzlichen Schrei aus; denn mit einem Male war dieser grinsende Gesichtsausdruck seiner Erinnerung zu Hilfe gekommen, um ihm den fürchterlichsten Moment seines Lebens ins Gedächtnis zurückzurufen.

„Ah, nun kenne ich Euch wieder,“ leuchte er, „Ihr seid der vom schwarzen Wasser an der Hofgartenmauer — Ah!“ stöhnte er; denn schwer kniete der andere auf ihm. „Tötet mich; mir liegt doch nichts mehr am Leben. Tötet mich, Mörder meiner Liebe!“

„Das möcht ich auch; Du Budel hast eine gefährliche Zunge!“ raunte der Rote heiser und suchte nach seinem Messer.

„Ja, ein gefährliches Subjekt bist Du!“

„O Gott, Gertrud!“

Der Unglückliche hatte etwas blitzen sehen über seinem Haupte und schloß die Augen. Da senkte sich plötzlich eine schwere Faust auf des Roten Kopf. Er stürzte taumelnd zur Seite, stieß dann eine Verwünschung aus und stürzte davon.

„Kenn' ihm nach, Kenn!“ rief der biedere Frähs, der mit seinem Gefährten unerwartet Zeuge der erregten Szene geworden war. „Kenn' ihm nach!“ Und er beigte sich auf den Daliegenden. Nach einigen Minuten kehrte der Lippenhenn zurück. Er war kein Dauerläufer.

„Der Kerl hatte zu schnelle Beine,“ murmelte er verdrießlich. Der arme Heinrich griff stöhnend nach seiner Brust. Das weiße Hemd war auf einer Stelle rot gefärbt. Die beiden biederen Sadträger äußerten lebhaft ihre Entrüstung und ihre Teilnahme.

„Der Lump hatte es auf Deine Uhr und auf Deine schwere silberne Kette abgesehen, armer Junge!“ meinte der Frähs mitleidig und blickte respektvoll auf des Gefellen Uhrkette.

Der aber schüttelte traurig das Haupt.

Das ehrliche Sadträgerpaar packte den Schneidergesellen bei den Armen und leitete ihn ins Hospital.

Am anderen Tag begegnete Bühl dem Roten am Rhein. Jener suchte auszuweichen, aber Bühl hielt ihn fest und fuhr ihn grimmig an. Von seinen beiden Freunden hatte er zeitig die Nachricht von dem Geschehen erfahren.

„Wenn Ihr ein gemeiner Mörder werden wollt, dann hättet Ihr droben in Elberfeld bleiben sollen,“ grollte Bühl.

Der andere lachte frech. „Der budlige Schneider hat Eure Gerterud mit Liebesanträgen verfolgt; ist sogar in die Wohnung der Jungfer Lene eingedrungen.“

„Uebertreibt nicht!“

„Und dann hat uns ein unglücklicher Zufall später zusammengeführt. Wir haben krakeht; er hat mich gereizt, hat mich bei der Ehre angegriffen, und das duldet ein Demokrat nicht, Bürger!“ Der Rote warf sich in die Brust. „Ich habe ihn übrigens nur mit meinem Taschenmesser in der ersten Wut gereizt.“

„Ich habe überhaupt keine Lust, Euer Verhältnis mit dem Mädchen länger zu dulden,“ sprach Bühl unwirksam.

Der Genosse sah ihn mit blühenden Augen an.

„Das werdet Ihr nicht, Bürger!“

„Wer will es mir verbieten?“

„Ihr werdet mir das Mädchen lassen, hört Ihr?“ rief der Rote drohend.

„Ihr wollt vielleicht drohen?“ Und Bühl redete sich gereizt.

„Ja, das will ich; denn ich kenn einen dunklen Punkt aus Eurer Vergangenheit, wo Ihr vor den Geschworenen in Köln —“

Der Rote, der sich unvorsichtig in Eifer hineingeredet hatte, fühlte sich plötzlich von zwei eisernen Fäusten umfaßt, die ihn zu Boden drückten und ihm den Hals zuschnürten. Es wurde ihm dunkel vor dem Augen. Dabei hatte sich seine Halsbinde gelöst und auf dem rölligen Hals zeigten sich drei weiße Streifen, scharf gezeichnete Narben ehemaliger Kraxwunden.

„Ihr seid ja doppelt gezeichnet, mit rotem Haar und diesen drei Narben, Ihr Schuft!“ Und in steigender Wut umfalkten Bühls Fäuste seinen Hals. „Bekenn, woher Ihr das wißt, das mit den Geschworenen... bekenn... oder ich schnüre Euch enger...“

Und Bühl schüttelte ihn grimmig.

(Fortsetzung folgt.)

Erfolg, wie uns die Zeitschrift „Nachbarländer“ in Luxemburg aufzuführen. Im nahen Zeit ein schöner, praktischer gestellt. Der Flugapparat, der, Lokomotivbeamer, fahrungen der Neuzeit zu seine Flugmaschine gebaut 14 und in der Breite 11 von 50 Pferdekraften in in der nächsten Zeit, welche im Hotel de l'Europe Woche ausgestellt ist, kann werden.

* Bei den am 20. ds. M. lichen Versteigerungen der Crombach und Commerse gebote gemacht:

St. Vith: Jagdbezirk

„ I 5

„ III 2

„ IV 3

zusammen 17

Dem hiesigen Bezirk II

vermaltung angekauft, ca

geschlossen worden. Dabu

früheren Bezirk II numme

dem mehrere Parzellen ab

getreten werden müssen.

Crombach: Jagdbezirk

„ I

zusammen

Commerseweiler: Jagd

„ I

zusammen

gegenüber der Auslaß

noch viel höhere Pachtpre

Verpachtungsbedingungen

gewesen wären, sei hier n

Bedingungen mit den in

öffentlichen „Muster-Ver

dingen im Verpachtungsst

Bedingungen Sturm gel

aber ein annehmbares Ge

hat man auch geglaubt, r

„de vrais articles de gu

Jagd zu bekommen.

* Neundorf, 24. M.

der Kirchendorf von M

„Cécilia“ einen Besuch ab

mehrere musterhaft vorge

der ganzen Gemeinde ver

des hiesigen Vereins auf

Peter Kaufchen woselbst d

mehrstimmigen Gesang e

fahrt schlug. Begleitet u

verließen die waderen S

Aus der

Neuerburg, 22. M.

diesjährige Hauptversam

Neuerburg ab.

Daun, 23. April.

das nahe Gemündener- u

Umwaltungen vorgelese

zu diesem Zwecke weitere

Gillensfeld—Mandersheid

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

„ I

